

Die drei guten Werke : Erzählung

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **245 (1966)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die drei guten Werke

Erzählung von Alfred Huggenberger

I.

FRIEDLI Stöhr kommt mit dem brennenden Stumpfen im Mund von seinem Hof im Beeribrunnen herab und schwenkt in die Straße nach Unterberg und Surschachen ein.

Er geht mit festem, gelassenem Schritt seines Weges, als handle es sich um einen alltäglichen Gang; und doch hat er etwas Hochbedeutsames vor, eine Aufgabe, wie sie nach seinem Dafürhalten schwerer nicht auszudenken ist: er soll in Surschachen für sich und sein Höflein eine Frau und Bäuerin holen.

Er vermag nun einfach um diese Sache nicht mehr herumzukommen. Die Mutter ist gichtig und müde, sie kann oft tagelang das Bett nicht verlassen; und die Kocherei und Putzerei, das Aufwachen der Böden und Stiegen ist ihm in die Seele hinein verleidet. Man hat es vorübergehend mit einer Magd probiert. Aber schon die erste, die eingestellt wurde, mußte am dritten Tag wieder entlassen werden, weil sie den Unterschied zwischen mein und dein nicht kannte.

Item — jetzt gilt es halt ernst, er muß in den sauren Apfel beißen, wohl oder weh. So gern er sich dem für ihn beinahe unheimlichen Zwang auch weiterhin entzogen hätte, es geht nicht mehr an; er muß versuchen, den Stier bei den Hörnern zu packen. Die Rauch-



Da hat er aber richtig wieder in ein Wespennest gelangt. Der Vetter legt den Kopf beinahe waagrecht auf die höhere Achsel, seine ausgespreizte Hand zittert derart vor Empörung, daß der beabsichtigte Schlag auf die Tischplatte gleichsam in der Luft eintrocknet. (Siehe Seite 9.)

wolken, die er in kurzen Abständen von sich bläst, sind gleichsam der Auspuff einer in seinem Innern heftig arbeitenden Ermutigungsmaschine.

Nicht daß er in Heiratssachen immer so unbeherzt und datterig gewesen wäre. In jüngeren Jahren, so anfangs der zwanzig, wußte er einem Augenblick noch Vertrauen entgegenzubringen, sonst hätte er es nicht gewagt, der hübschen Tochter des Gemeindevorstandes Wohlgemut anlässlich einer Kirchweih in Großwangen

(Fortsetzung umstehend!)

während des Reitschul-Fahrens einen Heirats-Antrag zu machen. Der Erfolg war dann allerdings ein niederschmetternder. Die Klara sah ihn an, wie wenn er aus irgendeiner Versorgungsanstalt entsprungen wäre. Ob er glaube, sie sei dazu auf der Welt, um auf dem Beeribrunnen, wo sich Füchse und Hasen Gutnacht sagen, Säue zu füttern und Düngersäcke zu waschen? Eine, die das Buch von der höhern Bestimmung der Frau gelesen habe? Wenn er sein Glück gern bei ihrer Magd daheim versuchen würde, die ein bißchen mannsüchtig sei, so wolle sie bei dieser auf Wunsch ein gutes Wort für ihn einlegen.

Ein Jahr später fragte er Christine Mauch von Unterbuchen, mit der er bei gemeinsamen Verwandten ein Kind aus der Taufe heben mußte. Er tat diesen Schritt fast nur der günstigen Gelegenheit zulieb. Eine Schönheit war Christine nicht; aber er fand, daß er sich leicht an ihr molliges Wesen gewöhnen könnte. Auch hatte er sich bereits zu einer gewissen Bescheidenheit durchgerungen, eingedenk des guten Rates, den ihm Jakob Mäder vom Rebensprung gegeben: Man dürfe in Heiratssachen nicht mit dem Grind in den Himmel hinein wollen. Was war der Erfolg dieser zweiten Werbung? Christine gab ihm einen leichten Klaps auf die Wange. «Da müßtest du schon ein bißchen bestandener sein. Lieber nähm' ich einen Wittling mit sieben Kindern, als so einen jungen Schnaufer, der noch nicht einmal weiß, daß es zweierlei Leute gibt.»

Friedli Stöhr nahm sich auch diese gute Lehre zu Herzen. Erst in seinem 27. machte er, schon ein wenig durch die Verhältnisse genötigt, den dritten Versuch. «Was — einer, der bald grau anläuft?» gab ihm die Auserkorene, die zwar auch bereits fünfundzwanzig Sommer zählte, zum Bescheid. «Da bedanke ich mich schön, Jung und Alt paßt nicht zusammen.»

Was wird nun die Base Emilie in Surschachen für eine Ausrede ersinnen? Auch weiß er noch nicht einmal, wie die aussieht; die weitläufige Verwandtschaft mit dem Vetter Ramsbacher ist mit den Jahren fast ganz in Vergessenheit geraten; den Heiratsplan hat eine Tante in Bodenlos ob Surschachen eingefädelt, die sich vielleicht einen Kuppelpelz verdienen will. Eine Beruhigung gewährt ihm immerhin die Gewiß-

heit, daß sowohl die Verwandten, als auch das in Frage kommende weibliche Wesen von seinem Kommen und vom Grund desselben unterrichtet sind. Irgendeine entfernte Aussicht dürfte also doch vorhanden sein, sonst wäre abgewunken worden. Behufs gründlicher Einfädelung des Falles ist ihm überdies sein Vater schon vor einer Stunde mit dem Wägelchen vorausgefahren. Der kann beredt sein, wenn er sich Mühe nimmt. Er wird die Liegenschaft zum Beeribrunnen schon ins richtige Licht stellen, er wird den hervorstechenden Eigenschaften seines Einzigen reichlich gerecht werden.

So ein bißchen geschoben und verhandelt kommt sich der Freiersmann immerhin vor. Am schwersten liegt ihm die bedeutsame Frage über die körperliche Beschaffenheit seiner Base auf dem Magen. Als wohlhabende Bauerntochter hätte sie doch jedenfalls bei einigermaßen annehmlicher Gesamtansicht in ihrer näheren Umgebung einen Abnehmer finden müssen; gleicht sie aber dem Traumbild, das ihm in der vergangenen Nacht erschienen, dann stehen ihm saure Stunden bevor. Das war wirklich keine Idealgestalt. Ein verhutztes Persönchen mit eingeschrumpftem Gesicht, auf das eine überlebensgroße Nase ihren Schatten warf. Eine gewisse Beruhigung gewährt ihm schließlich der Gedanke, daß auch bei nur annähernder Ähnlichkeit seiner Base mit der nächtlichen Erscheinung der Fall für ihn erledigt wäre und er statt auf Freiersfüßen wieder auf freiem Fuß stehen würde.

Mitten in seinen Sorgen und mühseligen Erwägungen kommt ihm beim gemächlichen Schreiten ein Einfall: Wenn er das Schicksal durch irgendein gutes Werk günstig beeinflussen könnte! Wenn zum Beispiel in einem der tiefen Wasserbecken des neben der Straße herwandernden Flübchens Sur plötzlich ein Badender um Hilfe rufen würde, und er könnte ihn mit dem abgerissenen Pfahl eines Straßenbäumchens ans Ufer ziehen? Es wäre auch gar nicht ausgeschlossen, daß, weil es in einem nah am Weg gelegenen Schützenhäuschen unheimlich knattert, ein zufälligerweise von ungeschickter Hand gelenktes Pferdegespann durchbrennen würde, was ihm wiederum Gelegenheit zum besonnenen Eingreifen geben müßte.

Richtig taucht da eben ein bescheidenes Sonntagsfuhrwerklein bei der nächsten Wegbiegung auf. Der ihm vorgespannte Renner ist jedoch über die Altersgrenze hinaus, ein Durchbrennen liegt weit von seinen Möglichkeiten ab. Dagegen gewahrt der Wanderer wenige Schritte vor sich eine Deckelschnecke, welche die von einem Nachtregen noch leicht angefeuchtete Straße langgestreckt mit heftigem Unternehmungswillen überqueren will.

Kein Zweifel, hier ist zu einem guten Werk Gelegenheit geboten. Friedli Stöhr besinnt sich nicht lange, er greift mit zwei Fingern nach dem Schneckenhaus und befördert das waghalsige Tier an den Ausgangspunkt seiner gefährlichen Entdeckungsreise, in das feuchte Gras des Wegrandes zurück, mit dem wohligen Gefühl, einem harmlosen Erdengeschöpf das liebe Leben gerettet zu haben.

Im gleichen Augenblick hört er hinter sich das Geklingel eines zweiten Fuhrwerkes. Er tritt rasch beiseite und kann nun mit einigem Unbehagen zusehen, wie sich die beiden Wägelchen auf der nicht sehr breiten Straße kreuzen, just bei der Stelle, wo er vorhin die Schnecke ins Gras gelegt hat.

Rasch geht er die paar Schritte zurück. Die arme Kreatur ist leider seiner wohlgemeinten Rettungstat zum Opfer gefallen, während sie in der Straßenmitte wahrscheinlich mit dem Schrecken davongekommen wäre. Das springende Rad hat ihr Haus gestreift und teilweise zerquetscht. Um der Schnecke einen erbarmlichen Leidenstod zu ersparen, muß er ihr wohl oder weh den Dienst der Barmherzigkeit leisten.

Friedli Stöhr hat nun das Halbstädtchen Unterberg hinter sich und ist bei der letzten Station vor seinem Bestimmungsort, im Dörfchen Surhalden, angelangt. Gern hätte er hier für eine Viertelstunde eingekehrt, aber es ist jetzt doch eine gewisse Spannung in ihm, nicht aus Besorgnis allein geboren, er wagt sich auf Augenblicke sogar die vergnüglichsten Dinge ausdenken. Weshalb sollte es heute notwendig schiefe gehen? Ist er denn nicht von den redlichsten Absichten beseelt? Und müßte denn eine, die es mit ihm wagt, auf schlimme Dinge gefaßt sein? O nein, er will ihr ja das Leben auf dem Beeribrunnen so angenehm als möglich machen.



Beim Dorfausgang gewahrte er am Gartenbord eines geringen Anwesens ein halbflüggel Jungvögelchen, das sich ängstlich vor ihm zu bergen sucht, ohne sich aber vom Boden erheben zu können.

Beim Dorfausgang gewahrte er am Gartenbord eines geringen Anwesens ein halbflüggel Jungvögelchen, das sich ängstlich vor ihm zu bergen sucht, ohne sich aber vom Boden erheben zu können. Er hascht das kleine Wesen ohne Mühe und hält es sorglich in der hohlen Hand fest. «Oh, du brauchst mich gar nicht zu fürchten,» spricht er ihm ermutigend zu. «Ich tu dir nichts, ich will dir bloß helfen. Da auf dem Boden ginge es dir schlecht.» Er sucht dem Vogel im dichten Gezweig eines auf der andern Seite der Straße stehenden Birnbäumchens einen Schlupf aus. «So — da werden dich die Alten dann schon wieder finden!» Aber wie er das verängstigte Tierchen freigibt, entschlüpft es dem Versteck und flattert über die hohe Flußböschung hinaus. Anfänglich hat es den Anschein, als könnte der Flüchtling mit Aufbietung seiner letzten Kräfte doch den jenseitigen Hang erreichen. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt Friedli den elenden Flug. Er schätzt ab,

er fürchtet und hofft — bis das arme Ding, kaum einen Meter vom Ufersaum entfernt, vom ziehenden Wasser erfaßt und wie ein winziges Kinderschiffchen schaukelnd mitgeführt wird.

Noch besteht eine kleine Rettungsmöglichkeit. Das Vögelchen treibt einer schmalen Kiesbank zu. Nein — bereits gerät es wieder in eine andere Strömung und gleitet rasch flußabwärts. Sein gutmeinender Verderber sieht ihm angestrengt nach, bis es als ein hin- und hergeschobenes Pünktlein seinen Blicken entschwindet. Die kleine Sache geht ihm recht zu Herzen, er kann darüber sogar einige Zeit den Zweck der Tagfahrt vergessen. —

Nun sind die oberen, an einer Hügellehne hängenden Häuser von Surschachen bereits in der Ferne sichtbar. Der Wanderer setzt sich im Angesicht des einsamen Gehöftes auf einen Wegstein, weniger um Rast zu halten, als um sich eine knappe Gnadenfrist zu erstehlen; denn es ist unversehens wieder eine kleine Mutlosigkeit über ihn gekommen. Das verdammte Traumbild will einfach nicht weichen, es geht immer wie ein Schatten neben ihm her. An einen guten Ausgang des Tages vermag er leider gar nicht mehr zu glauben. Am liebsten wäre er eigentlich umgekehrt; aber was dann nachher? Die schwere Zukunftsfrage ist nun einmal da und muß irgendwie gelöst werden. Als Junggesell zu versauern, schiene ihm zudem eine überaus öde Sache, — wenn man dazu die Mädchen so gut leiden mag! Schade, daß sie so unberechenbar und gegen ihn gleichsam verschworen sind! Die Base Emilie wird ja kaum eine Ausnahme machen . . .

Da tritt ihm merkwürdigerweise die Gelegenheit zu einem guten Werke abermals in den Weg. Auf dem in einem Kirschbaum neben dem Bauerngehöft angebrachten Starenkistchen sitzt eine getigerte Katze, eifrig bemüht, mit der Vorderpfote einen der leise piepsenden Nestvögel durchs Flugloch herauszuholen. Die Eltern der Brut hüpfen und schwirren in großer Herzensangst von Ast zu Ast und schreien nach Hilfe. Manchmal wagen sie sich dicht an die Räuberin heran, um sie mit Flügelschlägen einzuschüchtern, doch die Katze kümmert sich nicht im geringsten um sie.

Friedli Stöhr steht von seinem Sitze auf, er langt unwillkürlich nach einem Stein und holt mehrmals zielend aus. Ein auf einem Zweirad

vorbeifahrendes Mädchen ruft ihm lachend zu: «Werfen und Treffen sind *zwei* Dinge!»

Da flitzt der Stein scharf durchs Gezweige. Im gleichen Augenblick purzelt die Katze von Ast zu Ast herunter und bleibt regungslos auf der Grasnarbe liegen.

So war's nun wieder nicht gemeint. Friedli tritt besorgt näher. Wie er aber das Tier nur leicht mit dem Stock berührt, werden dessen Lebensgeister plötzlich wieder wach, und es flüchtet eilig in den nahen Holzschopf hinüber. Er hat immerhin noch zu der Wahrnehmung Zeit gehabt, daß der Katze ein Auge ausgeronnen ist.

«Mit guten Werken hast du heute kein Glück,» sagt Friedli Stöhr im Weitergehen bedrückt zu sich selber. «Soll das vielleicht eine Vorbedeutung sein?»

II.

In der Stube des Hauses zum Trüeter in Surschachen sitzen um diese Zeit zwei Männer in leidlicher Eintracht beisammen, die sich soeben in einer wichtigen Angelegenheit miteinander verständigt haben.

«Also, es braucht jetzt weiter keine Schwätzerien mehr, die Sach' ist im Blei,» sagt der Gastgeber Enoch Ramsbacher etwas herablassend. «Ein Mann ein Wort, ich bin radikal. Notabene: nur dem Kind zuleid sag' ich *ja*, weil die hinterrücks mit dem Nachbar seinem Schlingel angebändelt hat. Ich sag' nicht *ja*, weil mir die Partie paßt. Die älteren Knaben sind sonst nicht mein Fall. Der Mensch soll von rechtswegen seine dummen Stücke machen, wenn er *jung* ist. Aber jetzt, wie gesagt, hau ich ab aus Vernunft und Diplomatie. Zehn Jahre lang hab' ich nun mit meinem Nachbar gelebt wie ein Engel, und er hat mir nie auf ein Wort Bescheid gegeben. Hab' ich ihn angebrüllt, daß man's fünf Häuser weit hat hören können, der Boswicht hat sich immer taubstumm gestellt. Dafür wird jetzt sein Bub, der Konrädli, von mir abgesägt, wenn er auch sonst gar nicht übel wäre. Ich bin radikal. Ich bin Diplomat.»

Der alte Stöhr vom Beeribrunnen ist nicht besonders erbaut von seinem künftigen Gegenschwäher; aber er sucht gute Miene zu machen, und da er der Sache noch nicht ganz traut, so

hält er es für zweckdienlich, sowohl seine wirtschaftlichen Verhältnisse, als auch die ungezählten Vorzüge seines Sprößlings noch einmal gebührend herauszustreichen. Seine Beredsamkeit findet jedoch beim Vetter nicht die geringste Anerkennung, im Gegenteil, dieser fühlt sich durch seine Ausführungen ernsthaft beleidigt. «An der Vernunft laß ich mich nicht angreifen!» fährt er den Beeribrunner grob an. «Meinst du, ein Diplomat, wie ich, frage nicht an der richtigen Quelle nach, wenn so etwas in der Schwebe ist? Ich weiß auf den hintersten Rappen, wieviel du versteuerst und wieviel du *nicht* versteuerst, du Zapfennazi von einem Vetter!»

Die rechte Schulter des Männchens liegt fast um eine Handbreite tiefer als die andere. Wenn er erregt ist, befällt ihn dazu in der Regel eine leichte Halsstarre, die ihm den Kopf nach links zieht, und über diese Schwäche kann er sich so heftig ärgern, daß seine sonst noch einigermaßen erträgliche Grobheit und Großmauligkeit mit ihm durchbrennt oder daß es ihm die Rede überhaupt verschlägt. Jetzt trifft das erstere zu und er läßt seiner üblen Laune freien Lauf:

«Du hast noch lang keinen Begriff von mir, ich will dir aber den Begriff schon beibringen! Meine Diplomatie hab' ich auf die Welt gebracht, ich bin schon mit vier Jahren das vernünftigste Büblein in ganz Surschachen gewesen. Und wenn du gescheiter sein willst als ich, dann bin ich imstand, noch in der zweitletzten Sekunde abzuwinken. Ich bin radikal!»

Der so Gemaßregelte ist ein bißchen kleinlaut geworden. Er schielt hin und wieder verstohlen durchs Fenster, denn nach der getroffenen Abrede könnte Friedli nun jeden Augenblick eintreffen. Nebenbei trägt er sich mit dem Vorhaben, diesem wenn möglich einige Winke zu geben. Der Vetter will ihm mit seiner Anschnarcherei bald die ganze Sache verleiden.

Dieser hat sich inzwischen wieder abgeregt und macht in aller Gemütsruhe einen Vorschlag. «Vernunftgemäß müssen wir zwei jetzt einen gemütlichen Gang durch die Felder machen. Der Rudolf und die Sohnsfrau sind auch aus dem Hause bugsirt. Alles Diplomatie, denn da müssen sich die zwei jungen Leute schon aus Verlegenheit aneinander gewöhnen. Daß die Emilie ja sagen wird, das gebe ich geschrieben

und gestempelt; um vier Uhr ist nämlich im ‚Röbli‘ das Verlobungssessen bereit. Auch wieder ein Schachzug. Drei Gänge. Ich laß mich nicht lumpen. Ich bin radikal.»

Der Beeribrunner macht unvorsichtigerweise den Einwand geltend, er hätte halt doch seine künftige Schwiegertochter gern vor dem Abschluß noch kurz besichtigt. «Nur so betreff Aussehen und angenehmem Umgang,» wagt er sich etwas genauer auszudrücken. Da hat er aber richtig wieder in ein Wespennest gelangt. Der Vetter legt den Kopf beinahe waagrecht auf die höhere Achsel, seine ausgespreizte Hand zittert derart vor Empörung, daß der beabsichtigte Schlag auf die Tischplatte gleichsam in der Luft eintrocknet.

«Das ist geriebener Pfeffer!» haucht er verständnislos; er vermag den Worten erst nach und nach die entsprechende Wucht zu geben. «Nein, das wäre fast eher ein Zeichen von Verblödung! Wenn einer *mich* persönlich kennt und will meine Tochter nicht unbesehen nehmen! Wenn du noch ein Sterbenswörtlein von deinem ‚angenehmen Umgang‘ verlierst, so brauch' ich die Vernunft und hau' das Seil ab, ich bin radikal. Wir sind eine ehrbare Familie, und für den sogenannten ‚angenehmen Umgang‘ wärest du sowieso zu alt.»

Samuel Stöhr fügt sich still und rückt mit der verkörperten Vernunft zu dem sogenannten gemütlichen Feldgang aus. Der Friedli hat ja die Augen auch nicht im Sack, denkt er, der wird nicht so mir nichts dir nichts ins Unglück hineintappen. —

Die zwei Vettern sind kaum um die Ecke des Nachbarhofes gebogen, als ein hübsches, gradgewachsenes Dirnlein sein Zweirad an den Gartenhag des Hauses zum Trüeter anlehnt und leichtfüßig auf die Steintreppe zugeht. Im gleichen Augenblick geht das Scheunentörchen auf. Emilie Ramsbacher, die den weggehenden Männern durch ein Astloch nachgelauert hat, stürzt mit einem unterdrückten Freudenruf auf die Freundin zu und umhalst sie stürmisch. «Regine — Regine! Du erscheinst mir wie ein Engel vom Himmel!»

Sie versorgt das Zweirad rasch in der Scheune, um hierauf den willkommenen Gast, zwei Stufen auf einmal, die Treppe hinauf und ins Haus hineinzuziehen.

Drinne in der Stube legt sie der überraschten Freundin wieder den Arm um den Hals und bittet und bittelt, bis sie kaum noch zu Atem kommen kann: «Regine — du kannst einen Gottslohn an mir verdienen! Du mußt für ein halbes Stündchen die Trüeter-Emilie spielen! Mein Vetter Friedli vom Beeribrunnen muß *dein* Vetter sein, und wenn er dir einen Heiratsantrag macht, so mußt du *ja* sagen! Willst du mir diese Kleinigkeit zu Gefallen tun?»

Die solchermaßen Überfallene macht zuerst einige Bedenken geltend, läßt sich jedoch ohne Mühe bereden. «Zum Ja-Sagen wär' ich eigentlich heute gar nicht so übel aufgelegt,» lenkt sie lachend ein. «Aber was stell' ich denn an, wenn mich der Herr Vetter allenfalls nicht *will*?»

Emilie ist hierüber unbesorgt. «Da brauchst du keine Angst zu haben, dem ist's allweg bitter ernst. Du mußt überhaupt von Anfang an so tun, als ob die Sache schon so gut wie im reinen wäre. Es ist ja alles abgekartet und ausgemacht. Nur *ich* will nicht. Der Vetter muß allerdings ein sehr trockener Herr sein, der sich mit einem Mädchen nur zwangsweise einläßt.»

«Also — *zwingt* man ihn halt!»

Das muntere Ding ist ganz übermütig und unternehmend geworden. «Ich versprech es dir in die Hand hinein, in einer halben Stunde geben wir uns die Jaworte! Wenn er dann nachher erfährt, daß ich mit Not eine Aussteuer bekomme, wird's wohl mit der Liebe vorbei sein; aber ich bin doch dann aus dem Wunder, wie es im Ernstfall zugeht. Hoffentlich hat er seinen Vers gut auswendig gelernt! Das wäre für mich kein Schleck, wenn ihm in der Angst der Faden ausginge und ich ihm am Ende gar unter die Arme greifen müßte.»

Emilie wirft einen vorsichtigen Blick durchs Fenster und fährt erschrocken zurück. «Jeß — da ist er ja schon!» Sie verzieht sich lautlos nach der Nebenstube hinüber. Regine setzt sich auf die Wandbank an den Tisch und langt aufs Geratewohl eine Häkelarbeit aus dem in der Wandnische stehenden Arbeitskörbchen, um hierauf mit vieler Mühe eine recht freundliche Verwandtenmiene einzuüben.

Nun hört man die Haustüre knarren. Zögernde Schritte im Gang. Es klopft.

«Herein!» — Wie Regine den eintretenden Freier mit einem raschen Blick nur oberflächlich mustert, schießt ihr eine leichte Röte ins Gesicht. Das ist ja der Wandersmann, dem sie heute daheim in Surhalden von ihrem Kammerfenster aus zusah, wie er einem jungen Rotschwänzchen das Leben retten wollte, und an dem sie dann nachher beim Gubelhofe vorbeifuhr, als er eben im Begriff war, nach einer raublustigen Katze zu werfen! — Die Entdeckung belustigte sie zwar einerseits; doch verhehlt sie sich nicht, daß sie nun vor einer ganz neuen Sachlage steht. Wird ihr die kleine Sympathie, die sie für den Fremdling gefaßt hat, ihre Aufgabe nicht erschweren?

Friedli Stöhr hat seiner Seele einen Puff gegeben, er hat die Türe beherzt aufgemacht und steht nun, die Klinke noch in der Hand, ziemlich breit und tapfer in der Stube. «Grüß Gott, Jungfer Bas! So, da wären wir ja,» sagt er, genau wie er es sich vorgenommen: ein bißchen burschikos, ein bißchen launig; er hat von den Kameraden gehört, daß man sich vor Mädchen niemals verlegen oder erschrocken zeigen dürfe.

Aber damit ist es mit der programmäßigen Abwicklung der Angelegenheit bereits aus und vorbei. Alles ist gründlich anders, als er es sich vorher mit Verschwendung von Geisteskraft ausgedacht und zurechtgelegt hat. Das Traumbild von gestern nacht ist in einer tiefen Versenkung verschwunden; statt der Vogelscheuche, die er zu sehen halb und halb erwartet hat, steht ein frisches, wohlgemachtes Bauernkind vor ihm, rank und schlank — und, wenn er recht hinsieht, wahrhaftig zum Verliebtwerden hübsch! Der erste Gedanke, der ihn durchblitzt, ist der: Nie und nimmer! Da soll ein anderer die Unverschämtheit aufbringen! Die kann doch keine Ahnung vom Beweggrund seines Kommens haben, denn sonst würde sie ihm nicht einen Stuhl in ihrer angenehmen Nähe zurechtücken, niemals vermöchte sie so ganz unbefangen und herzlich ihrer Freude über sein Kommen Ausdruck zu geben!

Friedli Stöhr ist kein Diplomat, wie sein Vetter Enoch; aber eine dumpfe Ahnung sagt ihm, daß hier etwas nicht stimmt. Entweder hat man der Arglosen falsch oder gar nicht berichtet oder dann — ja, das wäre noch naheliegender: sie will ihn ein bißchen kirre machen, um ihn nach-

her mit um so größerem Behagen am Seil herunterzulassen.

Ja, das führt sie wohl im Schild, die anmutige Hex! In ihren Mundwinkeln hält sich ja schon das Lachen versteckt. Sei auf der Hut, Friedli, drei Körbe sind gerade genug, den vierten kannst du dir heute ersparen! Wäre es nicht eine Albernheit, dir einzubilden, daß so ein lieber Käfer nun just auf dich gewartet hätte?

Regine unterhält sich gelassen mit ihrer Arbeit und schielt daneben etwa verstohlen nach dem verlegenen Liebhaber hinüber, der zwar auf alle Fragen und Gesprächsanregungen bescheidenlich und verständig eingeht, jedoch dabei immer ängstlich darauf bedacht ist, ihr von seiner angehenden Verliebtheit, die ihm schon ordentlich zu schaffen macht, nichts merken zu lassen. Der Gegenstand dieser für ihn teilweise bedenklichen und doch wieder äußerst reizvollen Gefühlsverwirrungen wartet und wartet mit steigender Ungeduld auf einen Antrag, doch immer umsonst. Friedli Stöhr denkt trotz seiner mehr als vetterlichen Gefühle: Die wird wohl warten! ...

Bereits sieht Regine unwillkürlich hin und wieder nach der Uhr. Sie denkt an das großhansige Versprechen, das sie der Freundin gegeben; sie denkt an die Neckereien, denen sie nachher ausgesetzt sein wird, wenn der Vetter, vielleicht von ihrem Äußeren enttäuscht, gar nicht anbeißen würde. Die Erwägung dieser letzteren Möglichkeit löst einen kleinen Ärger in ihr aus. Das wäre dann freilich für sie eine sehr schmerzliche Niederlage, da er sie doch für ein wohlhabendes, ja reiches Mädchen halten muß! Sie wird darüber wirklich ein bißchen einsilbig.

Aha — nun merkt sie, daß ich nicht in die Falle gehe, überlegt Friedli bei sich. Und er überlegt weiterhin: Wenn mich halt nur die Augen nicht verraten! ...

Er blickt zur Vorsicht in den Tisch hinein und wird dabei ganz tiefsinnig. Die Gedanken wollen ihm kraus durcheinander kommen. Regine beobachtet ihn mit wachsender Spannung. Irgendeinmal muß er sich dann wohl doch zu irgend etwas aufraffen! — Und nun neckt sie ihn in einem Anflug von launiger Schalkhaftigkeit:

«Haben Sie Heimweh?»

Er ist wie aus einem Traum aufgefahren. «Sie wollen sich allweg über mich lustig machen», sagt er und sieht sich unsicher nach ihr um. Da ist es ihm, als hätte er in ihren Augen ein wunderliches Lichtlein entdeckt, klar und ohne Arg, fast kinderhaft neugierig. Sie hat es gleich wieder verbergen können, aber das Lichtlein schimmert in seiner Seele noch einen Atemzug lang nach und er tut sich wohl daran.

Seine Mutlosigkeit ist damit freilich nicht weggewischt. Im Gegenteil, je begehrenswerter ihm die vermeintliche Base vorkommt, umso vermessener erscheint ihm der Gedanke, sie gewinnen zu können. Und nun sucht er seiner Verzichtstimmung ohne vorheriges Erwägen mit ein paar trockenen Worten Ausdruck zu geben:

«Ich weiß schon, was Sie gegenwärtig denken, Jungfer Bas. Sie denken, ich werde jetzt so dumm sein und eine dumme Frage an Sie stellen. Mach' ich nicht.»

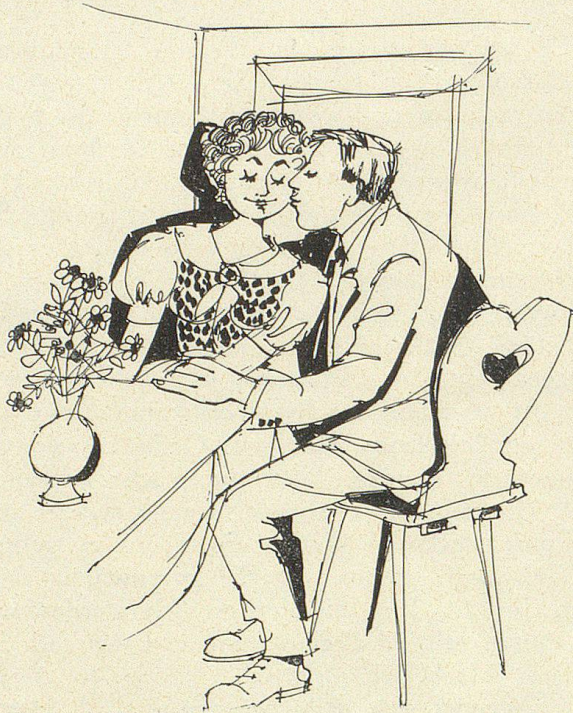
Sie wendet sich halbwegs von ihm ab, damit er ihr Erröten nicht bemerke. «Ein guter Gedankenleser scheinen Sie freilich nicht zu sein,» erwidert sie dann nach einigem Besinnen, «denn ich habe im Gegenteil eine *vernünftige* Frage von Ihnen erwartet. Und nun müssen Sie aber auch noch ausraten, was ich Ihnen in diesem Fall für einen Bescheid gegeben hätte.»

Sie blickt ihm so herzhaft in die Augen, daß er fast aus der Verfassung gerät. «Ja — wenn ich *das* wüßte!» — Im gleichen Augenblick bekennt er ganz hochzeiterlich: «Ich, wenn Sie mich fragten, ich würde halt *ja* sagen.»

Regine beugt sich etwas tiefer über ihre Häkelarbeit nieder. Das Treffen gerät nach der ernsthaften Eröffnungsplänkelei ins Stocken. Endlich wagt Friedli einen schüchternen Versuch, die Truppen wieder in Handlung zu bringen.

«Ich habe jetzt etwas ausstudiert,» beginnt er mit einem kleinen Anlauf. «Weil wir doch ein bißchen verwandt sind, und weil wir sozusagen — ja, wenigstens was *mich* betrifft, keinen Aberwillen voreinander haben, so könnten wir uns ganz gut Du sagen, statt *Sie*. Dann wären wir vielleicht eher imstande, uns das merken zu lassen, was wir voneinander merken sollten.»

Regine sieht nun nicht mehr nach der Uhr. Sie denkt auch nicht mehr im Ernst daran, daß



«Wollen wir uns immer bar auszahlen?» fragt er gespannt. Sein Atem geht etwas beklommen.

sie diesem Freier unter die Arme zu greifen brauche.

«Das ist ein Vorschlag zur Güte,» sagt sie heiter. «Aber wenn sich dann der Vetter oder die Base einen Fehler zuschulden kommen lassen, was soll die Strafe sein?»

Er denkt angestrengt nach, jedoch ohne Erfolg. «Es kommt mir wirklich jetzt nicht gleich etwas Passendes in den Sinn.»

«Man könnte es vielleicht mit einem Kuß probieren,» schlägt sie mit lachendem Munde vor. «Bei einer derartigen Strafe würde man sich dann schon in acht nehmen.»

«Allerdings auch ein Vorschlag zur Güte,» gibt er fast erschrocken zu. «Ja, ich glaube auch, man wird in einem solchen Fall aufpassen.» Und obwohl ihm bei einem gewissen Gedanken der Mund wässert, wäre er fast mit den Worten herausgeplatzt: «Da könnte man aber schön hereinfallen! ...»

Wie er den Blick jetzt unsicher zu Regine erhebt, gewahrt er in ihren Augen wieder das Lichtein von vorhin. Da wird er guter Dinge und fragt unternehmend:

«Also — gilt es?»

«Es gilt» bestätigt Regine munter und ent-

schlossen. «Ich möchte nämlich gern wissen, wie Ihnen — so etwas liegt.»

«Einer!» ruft Friedli triumphierend. «Ich nehme Sie nämlich beim Wort.»

«Auch einer!» stellt Regine gelassen fest.

«Wollen wir uns immer bar auszahlen?» fragt er gespannt. Sein Atem geht etwas beklommen.

Sie wiegt den Kopf unschlüssig ratend hin und her. «Wollen wir? ...»

Die Begebenheit begibt sich ohne Zwischenfall. Regine muß nachher hell herauslachen. «So viel Menschenkenntnis hätt' ich Ihnen gar nicht zugetraut, Herr Vetter.»

«Wieder einer!» gibt Friedli leuchtend zurück. «Sie passen ja gar nicht auf!»

«Auch wieder einer!» wird er von Regine prompt überführt.

Die Begebenheit begibt sich zum andern Male; es machen sich bereits weniger Hemmungen bemerkbar.

«Sie haben aber da wirklich eine glückliche Idee gehabt,» anerkennt Friedli aufrichtig. «Ich will Ihnen ganz gern bekennen — jerum — schon wieder zwei fällig! Hab' ich aber ein Pech mit Ihnen!»

«Macht drei», verbessert sie gelassen. «Es scheint mir fast, Sie fallen mit Fleiß herein. Wenn das so fortgeht, werde ich ja nie fertig mit Ihnen.»

«Macht ebenfalls drei!» Friedli Stöhr kommt gemach in Stimmung. «Ich denke, wir dürfen nicht zu viele zusammenkommen lassen, schon weil niemand zum Nachzählen da ist.»

Die Schuldentilgung wird in summarischer Weise erledigt, wobei beide Teile etwelchen Vorschub gewähren.

«Das war nun wirklich eine wunderbare Idee!» wiederholt Friedli nach vorläufiger Beendigung des anmutigen Auswechslungsverkehrs. «Aber ist es denn durchaus notwendig, daß man immer vorher einen Fehler machen muß? Wir sind ja jetzt ganz ordentlich angelernt.»

Regine ist nun auf einmal nachdenklich geworden. Die Geschichte droht ihr über den Kopf zu wachsen, sie denkt ernstlich daran, aus der Rolle zu fallen und eine Aufklärung herbeizuführen, obschon ihr die Komödie bis jetzt sehr unterhaltend vorgekommen ist und sie de-

ren unerquicklichen Abschluß, wie er im Bereiche der Möglichkeit liegt, sehr bedauern würde. Sie empfindet es nachgerade als ein großes Unrecht, den Scherz so weit getrieben zu haben, wobei sie sich freilich damit entschuldigt, daß dieser unverwandte Vetter als ein heimlicher Schwerenöter selber nicht am wenigsten zu der eigentümlichen Entwicklung der Dinge beigetragen hat. Es macht ihr einige Mühe, einen andern Ton anzuschlagen, aber sie bringt es am Ende noch fertig: «Das wäre alles recht hübsch — aber wenn —»

«Was aber wenn?» Friedli ist ganz verwirrt aufgefahren. «Ist es denn nicht mehr als recht und billig, daß sich Verwandte ein wenig — entgegenkommend benehmen?»

Regine geht nicht auf den Scherz ein. «Wenn ich Ihnen nun aber sage, daß Sie an eine falsche Adresse geraten sind?»

Er versteht nicht oder *will* nicht verstehen. «Ach — ein bisschen falsch sind doch *alle* Adressen!» wirft er launig hin. «Bei Ihnen — bei dir hätt' ich nun wirklich am allerwenigsten Angst. — Übrigens sind wir ja bereits wieder beide bußpflichtig geworden!»

Ohne ihre ausdrückliche Einwilligung vorher einzuholen, veranlaßt er die pflichtgemäße Sühne der Verfehlungen. Vielleicht würde sich die ansprechende Szene etwas in die Länge gezogen haben, wenn nicht eine Störung von außen deren unvermittelten Abschluß herbeigeführt hätte.

Die rechtmäßige Base ist nämlich ohne viel Geräusch in die Stube getreten. Ihre verwandtschaftlichen Gefühle erfahren bei der Wahrnehmung des sehr bemerkenswerten vetterlichen Annäherungstalentes eine merkliche Steigerung, die sogar in Neid umzuschlagen droht, obschon sie daneben über den glänzenden Erfolg ihres Streiches höchlich erfreut ist. Weil jedoch die Umstände drängen, darf sie dem Anschauungsunterricht nicht lange beiwohnen, sondern muß sich bemerkbar machen.

«Ich gratuliere! Es langt nun schon! Aber jetzt ist die letzte Eisenbahn, sie sind ja zurück! Hört ihr sie denn nicht lamentieren in der Scheune?»

Damit zieht sie rasch wieder ab, und Regine verschwindet alsbald auch wie ein Schatten in der Nebenstube.

«Aha — da ist scheint's *noch* eine auf Lager!» sagt Friedli Stöhr überrascht zu sich selber. In diesem Augenblick kommt sein Vater in beinahe aufgelöstem Zustande von außen hereingestürzt. Er lauscht eine Sekunde lang vorsichtig nach dem Gang zurück, schießt dann auf den Sohn zu und raunt ihm in höchster Erregung ein paar Worte ins Ohr:

«Mach' dich dünn, wenn ich dir gut zum Rat bin! Fahr ab! Du bekommst eine Hyäne ins Haus!»

Der angehende Bräutigam kann sich im ersten Augenblick nichts anderes denken, als daß bei seinem Vater etwas nicht mehr in Ordnung sein müsse. Dementsprechend wendet er nur ganz bescheiden und beschwichtigend ein: «Aber — was kommt Euch denn an? Jetzt, wo ich so eine Heidenarbeit gehabt habe! Und überhaupt — so etwas geht doch nicht!»

Der Vater setzt sich wie erschlagen auf die Fensterbank. «Also du hättest im Ernst mit ihr angebändelt?» seufzt er tonlos.

Friedli wirft sich ein wenig in die Brust. «Dem sagt man nicht bloß angebändelt — du hättest nur etwas früher kommen sollen.»

Nun faltet der entsetzte Vater seine großen Werktagshände wie zum Gebet. «Du bist verloren — der ganze Beeribrunnen ist verloren, wenn die nur einen Viertelsvierling von dem Alten seiner Diplomatie geerbt hat!» Er schnellt plötzlich auf und faßt den Sohn beim Rockärmel. «Rette dich, eh' er hereinkommt! Ich will ja gerne die ganze Suppe für dich ausfressen!»

Es ist bereits zu spät, der Vetter Ramsbacher steht in der offenen Türe. Ohne Rock, die Hemdärmel zurückgestülpt, sieht er eher wie ein tatbereiter Rausschmeißer aus, als wie ein friedlicher Gastfreund. Bei seinem Erscheinen hat der alte Beeribrunner sofort alle Willenskraft eingebüßt. Er sitzt klein und geduckt da, wie ein angebundener Hund, der die Peitsche über sich surren hört.

Der Vetter beachtet ihn mit keinem Blick. Seine Augen hängen scharf an dem etwas verdatterten Hochzeiter. Erst nach einer geraumen Weile vermag er die Sprache zu gewinnen.

«Bevor ich hereinkomme — bevor ich willkomm sage, will ich das *eine* wissen: Willst du sie oder willst du sie nicht? Ich bin radikal.»

«Er will sie!» haucht der Vater, freudige Erregung heuchelnd; aber seine Armensündermiene stimmt nicht zum Ton der Stimme.

«Hab' ich *dich* gefragt?» herrscht ihn der Gastfreund an. «Mit einem, der meinen feldbesichtigten Dickkopfweizen verschimpft, mit so einem geb' ich mich überhaupt nicht mehr ab.»

Wie um gut Wetter zu machen, fügt Samuel Stöhr seiner ersten Äußerung zaghaft bei: «Und sie will ihn auch . . .»

Der Ramsbacher ist nun bis in die Mitte der Stube vorgerückt und mustert Friedli, von oben bis unten.

«Du wärest auch alt genug zum Reden. Was *der* da sagt, ist Mist.»

Der Hochzeiter fällt von einer Überraschung in die andere. Er steht auf und wendet sich mit ziemlicher Bestimmtheit an den vermeintlichen Brautvater.

«Herr Vetter — es wäre ja alles recht. Aber wenn Ihr *so* redet, dann . . .» «*Was* dann?»

Der Kopf des Erregten neigt sich steif auf die linke Schulter hin. Er ringt ohne Erfolg nach Worten.

Friedli hat merkwürdigerweise mitten in seiner Verwirrung Zeit gefunden, an die verschiedenen Bußenausgleichungen mit Regine zu denken und lenkt infolgedessen beschwichtigend ein. «Herr Vetter, das Maitli gefällt mir also über die Maßen gut, und wir sind miteinander einig geworden. Jetzt bin ich so frei, die höfliche Frage —» «Schon gut, schon gut!»

Die Spannung im vetterlichen Genick hat sich plötzlich wieder gelöst. «Der Kerl hat doch wenigstens Manieren, nicht wie —» er schießt einen unsäglich bedauernden Blick auf den beklommen dasitzenden Alten und fährt dann mit unmittelbar eingetretener Gelassenheit fort:

«Damit keine Zeit verloren geht, kann man die Fragerei dann nach dem Essen behandeln. Eines ist mir schon ein kleines Rätsel: daß du den Setzkopf so schnell und ohne mein Dazutun herumgebracht hast.» Damit tritt er zur Nebenkammertür hin und öffnet diese ein wenig.

«Emilie — komm' herein! Auf vier Uhr ist das Essen im Rößli bestellt.»

Und nun nimmt er auf der Bank neben dem alten Beeribrunner Platz und wendet sich, als wenn nie ein Widerwort zwischen ihnen ge-

wesen wäre, in freundlich belehrendem Tone an ihn: «Du brauchst ihnen nur auf die Augen zu sehen, dann merkst du bald, wieviel Uhr es geschlagen hat. Ich kenne mich aus in der Branche. Ich habe zu meiner Zeit massenhaft Köpfe verdreht.»

Friedli Stöhr sitzt aufs höchste gespannt auf seinem Stuhl, immerhin von der festen Hoffnung beseelt, es müsse alles zuletzt ans rechte Ende gelangen. Jetzt tritt Emilie mit verweinten Augen herein. Gesenkten Blickes geht sie auf Friedli zu und hält ihm zögernd die Hand hin. «Grüezi, Herr Vetter.»

Verdutzt aufstehend erwidert dieser ebenso steif und hölzern den Gruß:

«Grüezi, Jungfer Bas.»

«Falsche Diplomatie; ihr braucht euch vor uns nicht zu verstellen,» ermuntert der Ramsbacher die beiden im Tone einer zum voraus verzeihenden Freundlichkeit. «Ihr könnt euch aufführen, wie wenn ihr ganz allein in der Stube wäret.»

Emilie nimmt die Schürze vors Gesicht und fängt leise zu schluchzen an, während der Brautwerber sich in grenzenloser Verlegenheit in den Haaren kraut.

Der Ramsbacher vermag keinen Blick von seiner Tochter abzuwenden. Mit mühsam erzwungener Gelassenheit ordnet er an, was ihm jetzt als das einzig Zweckdienliche erscheint:

«Ihr habt einander auf der Stelle den Verlobungskuß zu geben, da — vor unsern Augen! Ich bin radikal.»

Emilie schluchzt noch heftiger. Friedli aber wagt endlich die bescheidene Einwendung, daß das ja gar nicht die Richtige sei . . .

Der Vetter schießt auf. Nicht nur sein Genick, das ganze Männlein ist plötzlich steif geworden. Nur die Lippen bewegen sich wie in Zuckungen, aber reden kann er nicht.

Nach einer schwülen Pause legt Emilie endlich mit der erlösenden Auskunft los: «Die Regine Lienhard von Surhalden ist halt dummerweise zu Besuch gekommen, und da bin ich dummerweise verwechselt worden. Ich bin unschuldig!»

Der Ramsbacher steht noch immer da wie eine Wachsfigur, vermag nur die tiefgefühlten Worte herauszubringen:

«Hoffentlich — *sehr* hoffentlich!»

Nachdem sich Emilie wieder nach der Nebenkammer hinüber verzogen hat, steht jetzt unversehens Regine in der Stube.

«Da wär' denn also die Sünderin!» bekennt sie mit rotem Kopf, aber immerhin beherzt und unbefangen. «Eigentlich schuld bin ich auch nicht, denn ich bin ebenfalls verwechselt worden. Dazu geholfen hab' ich freilich, und zwar dem Emilie zulieb. Man sagt ja, es tue selten gut, wenn sich Verwandte heiraten.»

Jetzt wendet sie sich an den verdutzt dastehenden Friedli. «Bei dem verwechselten Herrn Vetter muß ich dann schön abbitten. Es war nicht böse gemeint.»

«Ich hatte wirklich auch nicht den Eindruck,» gesteht Friedli launig, indem er sich schmunzelnd die Lippen abwischt. «Überhaupt, Sie brauchen gar nicht abzubitten — — ach — da fall' ich ja schon wieder herein.»

Er kann es sich nicht versagen, er legt Regine den Arm um und macht seinen Sprachfehler gut, was bei den zwei Zuschauern eine große Überraschung auslöst. Enoch Ramsbacher bekommt sogar eine leichte Halssteife. «Das ist ja der reinste Dong Schuang!»

«Ich glaube halt, er hat in deinem Hause bereits ein bißchen Diplomatie aufgegebelt,» läßt sich der Beeribrunner mit Humor vernehmen. Das unternehmende Vorgehen seines Einzigen hat auf ihn einen gewaltigen Eindruck gemacht.

«Der Scherz ist also jetzt vorbei, daß Sie es wissen!» mahnt Regine den zutunlichen Freier mit erhobenem Zeigfinger.

«O — mir ist's ja viel lieber, wenn's endlich Ernst gilt!» lenkt dieser beschlagen ein.

Sie wehrt gelassen ab. «Warten Sie nur erst, bis Sie alles wissen. Es ist da ein großes Hindernis im Spiel.»

«Aber wir sind ja doch gar nicht verwandt!» glaubt er einwenden zu müssen.

Enoch Ramsbacher ist nun auf einmal wieder zur vollen Handlungsfähigkeit erwacht. «Ich will es ihm jetzt gleich zu wissen tun, was er wissen muß! Ich will ihm sagen, was so eine verwechselte Hochzeiterin mitbekommt, wenn sie dem Wegknecht in Surhalden gehört! Was eine mitbekommt, wenn ihrer Sechse zum Teilen sind, und der Alte kann sein Vermögen auf einem Löffelrücken mit in den Himmel nehmen! — Ich bin radikal.»

Aber jetzt vermag auch der alte Beeribrunner sein Selbstgefühl gegenüber dem großmöglichen Vetter notdürftig zusammenzuraffen. Er sagt ganz unverfroren zu seinem Sprößling: «Laß du den nur schwatzen! Ohne Geld kannst du es machen, aber nicht ohne eine Frau. Mit der da hast du allweg keine Niete gezogen, die gefällt mir um einige hundert Kilowatt besser, als die andere. Die darf man *sehen*, die braucht keinen Schurz vor die Augen zu halten — ganz abgesehen von der diplomatischen Abstammung.»

Dieser Schuß fährt dem Vetter richtig wieder ins Genick. «Jetzt ist's aber Schluß! Ich bin radikal! Die ganze Vetterei kann mir den Buckel hinaufsteigen! Die Kosten für den Fraß im Rößli sollen drum eineweg nicht auf die Gasse hinausgeworfen sein!»

Er blickt nach der Uhr und gerät nun fast in Verzweiflung. — «Das ist zum Streusand schwitzen, der Zeiger geht ja schon auf vier!»

In vollem Schwung setzt er sich nach der Nebenstube in Bewegung und ruft befehlend hinüber:

Emilie — in vier Minuten ist das Essen im Rößli bereit! Du hast dafür zu sorgen, daß dein Gespusi, der Konrad Stüdeler, in spätestens *drei* Minuten hier in der Stube steht! Ich bin radikal!»

Emilie tritt glückstrahlend herein. «Ich kann den Konrad schon in *zwei* Minuten bringen, wenn ich Euch damit eine so große Freude machen kann!» erklärt sie beflissen. «Das Fenster ist zufällig offen gewesen, und da ist er zufällig zu mir in die Nebenstube hereingekommen, weil ich ihm zufällig gewunken habe.»

Und nun erscheint Konrads breite, unter setzte Figur wirklich bereits in der Türe.

«Ich bin denn also da.»

Der Ramsbacher ist plötzlich ganz Höflichkeit und Gelassenheit. «Du hast dir, wie ich höre, erlaubt, ein Verhältnis mit meiner Tochter anzufangen; aber ich kann mich nicht daran erinnern, daß du vorher bei der zuständigen Stelle angefragt hättest.»

Konrad sieht sich etwas verlegen bei den Anwesenden um, dann meint er trocken und anzüglich: «Könnte man die Fragerei nicht nach dem Essen behandeln, damit keine Zeit verloren geht?»

Der Alte steckt die Anspielung mit sauer-



... daß dieses schlimme Jüngerchen sich von ihrem verwechselten Vetter auf meinem Rennwägelchen nach Surhalden hinaus heimführen läßt, ...

süßem Lächeln ein. Emilie ruft in bester Laune: «O — er hat mich ja auch noch nicht gefragt — immer wegen Zeitmangel!»

«In diesem Hause scheint das Fragen überhaupt nicht üblich zu sein,» ergänzt Regine, zu Friedli gewendet, halblaut.

Da zeigt die Wanduhr mit vier schnarrenden Schlägen die vierte Stunde an. Enoch Rams-

bacher ist am Ende seiner Kampfkraft angelangt. Sein Kopf neigt sich auf die linke Schulter, mit dünner Stimme bringt er nur mit Not die Worte heraus: «Die Suppe darf nicht kalt werden ... Tut mir den Gefallen ...»

Damit ist er weg.

Emilie legt ihrem Freier lachend die Hand auf die Achsel: «Der Suppe zulieb! Geh nur, ich komme bald nach. Ich darf doch unsere Gäste nicht allein sitzen lassen.»

Konrad zögert noch. «Ich glaube, der Anstand verlangt halt, daß wir zwei paarweise an treten.»

«Wir wollen euch nicht vor dem Anstand sein,» erklärt der alte Beeribrunner beruhigend. «Und weil ich jetzt auch einmal radikal sein will, so befehle ich anmit, daß diese verwechselte Jungfer hier» — er wendet sich an Regine — «daß dieses schlimme Jüngerchen sich von ihrem verwechselten Vetter auf meinem Rennwägelchen nach Surhalden hinaus heimführen läßt, zur Strafe dafür, daß sie ihn ein bißchen hinters Licht geführt hat. Damit euch niemand im Wege ist, geh' ich nach Wangen hinüber und versuch' es mit der Eisenbahn.» —

Die Fahrt in den klaren Sonntagabend hinein ist für die zwei jungen Leute kein saures Stück. Der Braune darf sich Zeit lassen. Sein Pferde-Instinkt sagt ihm, daß zwischen dem Fuhrmann und seiner Gefährtin keinerlei Meinungsverschiedenheiten bestehen; ja es will ihm manchmal scheinen, ihr Zusammengehörigkeitsgefühl habe wahrnehmbare Formen angenommen. Friedli Stöhr erfährt zu seiner großen Genugtuung, daß von seinen drei guten Werken wenigstens zwei vom Himmel angesehen worden sind. Von dem bedauerlichen Mißgeschick der getigerten Katze sagt er seinem Mädchen vorläufig noch nichts.

AUS DER KULTURGESCHICHTE DER HEIMAT

Von Professor *Dr. Hans Lehmann*, früherer Direktor des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich
Großoktav, 168 Seiten mit 86 z. T. ganzseitigen Abbildungen und 1 farbigen Tafel

In solidem Einband Fr. 10.— | Vorzügliches Geschenk auch für die reifere Jugend

Aus dem Inhalt: Wie die Burgen entstanden und wie man darin wohnte. - Vom Johanniterorden und seiner Kommande in Bubikon. - Etwas über den Bauernstand vergangener Zeiten. - Die Anfänge des Handwerks und der Hand-

werksorganisation. - Vom Hausrat unserer Voreltern. - Von alten Oefen. - Die schweiz. Sitte der Fenster- und Wappenschenkung. - Unser Volksleben in der Darstellung des 16. Jh.
BUCHDRUCKEREI FRITZ MEILI, TROGEN